

Stefan Rinke

Grenzwahrnehmungen – Grenzüberschreitungen: Selbst- und Fremdbilder in der Geschichte der Beziehungen zwischen den Amerikas

Traditionell verbindet sich mit dem Phänomen der Grenzen zumeist eine Vorstellung von territorialer Gliederung. Grenzen machen Territorien, indem sie das eine vom anderen vermeintlich eindeutig abgrenzen. An ihnen bilden sich Unterschiede ab und an ihnen wird Fremdheit ebenso konstituiert wie Identität. Das wird im Fall von Staatsgrenzen durch die Verwendung nationaler Symbole wie Flaggen und Wappen etc. unterstrichen. Grenzen sind daher Symbole der Macht. Grenzen stehen aber auch an der Nahtstelle zwischen Territorien, dort, wo einander Fremdes aufeinander trifft. Sie stellen Verbindungen her und ermöglichen Kontakte, die nicht immer von den Machtinstanzen kontrollierbar sind. Grenzen sind also nicht nur abgrenzende Linien zwischen zwei oder mehreren in sich abgeschlossenen Systemen, sondern auch Kontaktzonen, in denen Austausch stattfindet.¹

Im Folgenden geht es um kognitive mentale Grenzen, die sich in bestimmten Wahrnehmungen vom fremden Anderen niederschlagen.² An diesem Gegenstand lässt sich die Austauschfunktion von Grenzen besonders gut demonstrieren. Die Konstruktion von Alterität, die für die Konstruktion von Grenzen – seien sie politischer oder kultureller Art – konstitutiv ist, wird in diesem Zusammenhang sehr deutlich. Für Historiker, die sich mit der Geschichte Lateinamerikas beschäftigen, waren in diesem Zusammenhang lange Zeit nur die Wahrnehmungsmuster in den Beziehungen zu Europa von Interesse.³ Aus der Sicht Europas war Amerika in seiner Gesamtheit vom Zeitpunkt der Entdeckung an die einheitliche 'Neue Welt'. Erst im Laufe einer langen

-
- 1 Zu neueren Ansätzen der interdisziplinären Erforschung von Grenzen siehe Bieswanger/Boatcă/Grzega/Neudecker/Rinke/Strobl (2003).
 - 2 Zum Forschungskontext der historischen Perzeptionsforschung vgl. König/Rinke (1998).
 - 3 Dazu: Todorov (1985); König (1992; 1998) und Pagden (1993).

Kolonialgeschichte kristallisierte sich eine begriffliche Differenzierung der Amerikas heraus. Seit dem 19. Jahrhundert erfolgte eine Grobeinteilung in einen nördlichen und einen südlichen, einen anglo- und einen lateinamerikanischen Teil, wobei die Heterogenität der vielen Amerikas eingeebnet wurde. Die beiden Teile – so die Vorstellung der europäischen Betrachter – unterschieden sich fundamental voneinander. Bis heute hat sich die Vorstellung von einer Zweiteilung in den Umgangssprachen erhalten. Sie impliziert häufig Wertungen, die über die Zuordnung zu einem bestimmten kulturell oder geographisch fassbaren Raum weit hinausgehen.

Die Außensicht auf die Amerikas wurde innerhalb der Subkontinente reproduziert. Zwei gegensätzliche Prozesse sorgten dafür, dass die beiderseitigen Perzeptionen des Nordens und des Südens seit dem Ende der Kolonialzeit immer wichtiger wurden: einerseits das Auseinanderlaufen der Entwicklungen von Nord und Süd, andererseits die zunehmende Verdichtung der Kontakte. Die mentalen Grenzziehungen zwischen den beiden Teilen der ‚Neuen Welt‘ wurden im 19. und 20. Jahrhundert zu einer wichtigen Grundlage der Konstruktion amerikanischer Identitäten. Diese Identitäten waren ständigem Wandel unterworfen, da sich in den symbolischen und realen Kontaktzonen immer neue Bildkonstellationen des anderen Amerikaners ergaben, die wiederum die Vorstellungen vom Eigenen beeinflussten. Außerdem standen und stehen die mentalen Grenzziehungen im Kontext von asymmetrischen Machtbeziehungen zwischen den Amerikas, die durch den Vorherrschaftsanspruch der Vereinigten Staaten gekennzeichnet sind und über zwei Jahrhunderte hinweg durch den US-amerikanischen Interventionismus geprägt waren. Diese Machtverhältnisse hatten nachhaltigen Einfluss auf die Wahrnehmungen.

Nicht zuletzt bedingt durch die vielfältigen historischen Erfahrungen gewaltsamer Kontakte in den Beziehungen zwischen Lateinamerika und den Vereinigten Staaten verdichtete sich im Lauf der Zeit die Vorstellung zweier sich gegenseitig konträr gegenüberstehender Sphären, die von einer unüberwindbaren Grenze voneinander getrennt werden. Diese Auffassung hat sich in der historischen Perzeptionsforschung dahingehend niedergeschlagen, dass man ausschließlich entweder die lateinamerikanischen Wahrnehmungen von den Vereinigten Staaten untersuchte oder umgekehrt die US-amerikanischen Bilder

von Lateinamerika.⁴ Die Wechselwirkungen zwischen den Wahrnehmungsebenen wurden dagegen wenig beachtet. Diese Austauschvorgänge finden an Grenzen statt, die sich immer dann ergeben, wenn reale oder symbolische Kontakte auftreten. Sie führen dazu, dass beispielsweise die Bilder von 'dem Angloamerikaner' Rückwirkungen auf die Selbstbilder in Lateinamerika haben.⁵ Darüber hinaus ergeben sich beide Ebenen dieser Bilder auch aus den Selbst- und Fremdbildern, die man bei den Angloamerikanern vorfindet beziehungsweise vermutet.

Um die Wechselwirkungen der Bilder vor dem Hintergrund sich verdichtender Beziehungen zwischen den Amerikas im Lauf des 19. und 20. Jahrhunderts geht es im folgenden Beitrag. Neben klassischen Textquellen werden insbesondere historische Karikaturen herangezogen, da sie Blicke auf vergangene kollektive Emotionen und Idealvorstellungen vermitteln. An Karikaturen lassen sich bestimmte Stereotype, Perzeptionen und Grundeinstellungen ablesen, die schon vorhanden und durch das Bild abrufbar sind (Rinke 2004a: 226-230). Der Schwerpunkt liegt auf dem Zeitraum von der Unabhängigkeit bis 1945, wobei Rückblicke auf die Kolonialzeit und Ausblicke auf die Zeit nach 1945 notwendig sind. Der Aufsatz versteht sich als Synthese, die kleine Ausschnitte der Perzeptionsprozesse rekonstruiert. Nicht die Gesamtheit der Bilder, sondern diejenigen, die als wiederkehrende und langlebige Muster aus der Fülle der zur Verfügung stehenden Quellen hervorstechen, sollen untersucht werden.

In der Kolonialzeit suchten und fanden die Amerikas ihre Bezugspunkte in Europa. Erste Kontakte untereinander fanden vor allem in den Grenzregionen des nördlichen Neuspanien und des karibischen Raums statt. In diesen Regionen spielten sich fast permanent Konflikte zwischen Spanien und seinen europäischen Rivalen ab. Gleichzeitig waren diese Räume Schauplatz von Ansätzen dynamischer Austauschprozesse, die sich auf einer inoffiziellen, oft auch illegalen, Ebene bewegten. Wichtig war vor allem der Schmuggelhandel, in den sich im Lauf des 18. Jahrhunderts zunehmend angloamerikanische Händler einschalteten.

4 Zur lateinamerikanischen Perspektive siehe etwa Rama (1981) und Reid (1977). Aus der Sicht der USA: Pike (1992) und Park (1995).

5 Aus stilistischen Gründen werden im Folgenden Bezeichnungen wie 'die Angloamerikaner' oder 'die Lateinamerikaner' auch ohne Anführungszeichen benutzt.

Diese Händler brachten allerdings bereits Vorurteile mit, die sich aus den in England gemäß der 'schwarzen Legende' seit langem gepflegten Vorurteilen und der Kriegspropaganda gegen Spanien, aber auch aus negativen Erfahrungen mit dem spanischen Militär speisten (Duffy 1986: 130-141). Zentral, und für spätere Wahrnehmungsmuster geradezu konstitutiv, war der konfessionelle Gegensatz. Aus ihm wurde frühzeitig die Notwendigkeit einer Expansion in den von katholischen Mächten beherrschten Süden der Amerikas abgeleitet und mit der Befreiung der dort lebenden indigenen Bevölkerung aus der Unterdrückung durch den Katholizismus begründet. Seit Sir Walter Raleigh spielte dieses Element in den englischen Expansionsbemühungen eine wichtige Rolle, ehe neuenglische Puritaner im späten 17. und 18. Jahrhundert in Gedankenexperimenten gar den Aufbau eines theokratischen 'Neuen Jerusalems' in Neuspanien anstrebten (de Onís 1952: 14-20). Betrachtet man die Kolonialzeit bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, so lässt sich feststellen, dass Bilder vom anderen Amerikaner noch wenig greifbar und relevant waren.

Die Phase der atlantischen Revolutionen brachte einen Wandlungsschub. Die politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den Amerikas verdichteten sich bis 1825. Spanien unterstützte den Kampf der nordamerikanischen Kolonisten, obwohl der Drang zur Unabhängigkeit im Norden unabsehbare Gefahren für die eigenen kolonialen Besitzungen mit sich brachte. Später reformierte und liberalisierte die Krone auch das Handelssystem mit Amerika. Daraus resultierten zunehmende Kontakte, die in der Regel inoffiziell durch transnationale Akteure aufgenommen wurden (Linebaugh/Rediker 2000).⁶ Insbesondere intellektuelle Eliten spielten eine zentrale Rolle, wobei Kontakte im freimaurerischen Umfeld eine Grundlage boten (Rinke 2001: 105). Bei allen Unterschieden im einzelnen teilten sie doch die Ideen der Volkssouveränität und der Menschenrechte sowie die Entwicklung kreolischer Identitäten, die in der Abgrenzung von Europa einen gemeinsamen Grundzug hatten. Daher verfolgten Lateinamerikaner wie Francisco de Miranda die Geschehnisse in den englischen Kolonien und die frühe Entwicklung der Vereinigten Staaten höchst interessiert und mit Sympathie (Racine 2003). Führende Persönlichkeiten wie George Washington, Benjamin Franklin oder

6 Dazu auch noch immer die Materialsammlung bei Bernstein (1945).

Thomas Jefferson genossen ebenso hohes Ansehen wie die republikanischen Institutionen, die sie geschaffen hatten (Rama 1981: 12-19). Mit dem Beginn des Zeitalters der atlantischen Revolutionen nahmen die Bilder zwischen den Amerikas Gestalt an.

Allerdings mischten sich von Beginn auch negative Töne in die Bilder von den Vereinigten Staaten. Eine wichtige Quelle zur Erfassung dieser Bilder sind Reiseberichte. Darin finden sich kritische Betrachtungen über die vermeintlich grenzenlose Demokratisierung Angloamerikas, die vielen Beobachtern zu weit ging, weil sie soziale Schranken in Frage stellte. Ferner findet sich schon früh das Stereotyp des angloamerikanischen Materialismus. Die religiöse Toleranz der USA wurde keineswegs nur positiv beurteilt, sondern von konservativen Reisenden als Quelle sittlichen Verfalls gewertet (Reid 1977: 16-31).

Die Grenzüberschreitungen der Reisenden führten also nicht zu einem tieferen Verständnis zwischen den Amerikas. Vielmehr förderten sie die Tendenzen zur Abgrenzung von Sphären, die grundsätzlich kulturessentialistisch definiert wurden. Dieser Prozess vertiefte sich in den frühen Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Als Simón Bolívar 1819 auf dem Kongress von Angostura seine Verfassungsvorstellungen entfaltete, machte er klar, dass sich die lateinamerikanischen Staaten trotz der seiner Meinung nach einzigartigen "politischen Fähigkeiten und moralische[n] Kraft" der Vereinigten Staaten und deren Vorbildcharakter von diesen unterscheiden mussten (Bolívar 1984: 50). Nach Bolívar war es eine Notwendigkeit, die gleichsam in der Natur der Sache lag, sich von den USA durch die Schaffung ganz anders gearteter, nämlich zentralistischer Institutionen mit starker Exekutive abzugrenzen.

Die Vorstellung eines Gegensatzes zu den Vereinigten Staaten war aufs Engste mit den ersten Erfahrungen des US-amerikanischen Expansionismus verbunden, durch den die bereits in der Kolonialzeit bestehende Westexpansion eine konsequente Fortsetzung fand. Die Expansion setzte 1803 mit dem Kauf Louisianas ein und weitete sich in den Folgejahren rasch auf Florida und das nördliche Neuspanien aus. Gleichzeitig wurde das Interesse an Kuba und Puerto Rico erkennbar. So war es fast schon folgerichtig, dass die Vereinigten Staaten mit der so genannten Monroe-Doktrin ihren Vormachtanspruch in den Amerikas anmeldeten. Damit erfolgte aus angloamerikanischer

Perspektive eine Abgrenzung in doppelter Hinsicht: zum einen explizit zum alten Kontinent Europa mit seinen Monarchien; zum anderen implizit aber auch innerhalb Amerikas gegenüber den Nachzüglerrepubliken des Südens, denen man die eigene Vorreiterrolle in einer besonderen 'Hemisphäre' mit spezifischem Regierungssystem vor Augen führte.

Der realpolitische Vormachtanspruch der USA stand in engem Zusammenhang mit Bildern von Lateinamerika, die trotz der gerade errungenen Unabhängigkeit negativ geprägt waren. Vor allem das durch die lange Dauer der Unabhängigkeitskriege hervorgerufene Chaos in vielen Regionen Lateinamerikas trug dazu bei, die ohnehin schon vorhandenen Vorurteile gegen die neuen Staaten und ihre Bewohner zu vertiefen. Entscheidend blieb der konfessionelle Gegensatz, aus dem grundlegende Unterschiede im 'Charakter' Anglo- und Lateinamerikas abgeleitet wurden. Schrieb Jefferson in einem Brief an Alexander von Humboldt von Lateinamerikanern, die "ihre Nacken vor ihren Priestern beugen und in der Intoleranz verharren" (Jefferson 1984: 1247), so erhärteten dies Aussagen der ersten US-amerikanischen Gesandten, die den Lateinamerikanern angesichts der verbreiteten anarchischen Zustände allgemein Hinterhältigkeit sowie einen Hang zur Kriminalität attestierten und die Ursache dafür im iberischen Erbe suchten. Die Berichte demonstrieren den hohen Grad an Ethnozentrismus und Voreingenommenheit gegenüber dem Süden in den Führungsschichten der USA der damaligen Zeit (Schoultz 1998: 13).

In Lateinamerika blieben diese Ansprüche nicht unbekannt. Führende lateinamerikanische Politiker wie vor allem Bolívar waren deswegen besorgt und stellten sich in ihren außenpolitischen Überlegungen darauf ein. Bolívars ursprüngliche Pläne für den Kongress von Panama spiegeln diese Haltung besonders deutlich wider, weil sie die Vereinigten Staaten von dem zu gründenden Staatenbund ausschlossen. Schon in Angostura hatte Bolívar ja festgestellt: "Vergegenwärtigen wir uns, dass unser Volk weder das europäische noch das nordamerikanische ist, dass es eher eine Mischung aus Afrika und Amerika ist als eine Emanation von Europa" (Bolívar 1984: 52). Diese Wahrnehmung einer Grenze zum anderen und fremden Amerikaner war für die weitere Entwicklung des Alteritätsdiskurses grundlegend.

Handelte es sich bis zur Unabhängigkeit Lateinamerikas noch um kleine Eliten, die zu Grenzgängern zwischen den Amerikas wurden

und dadurch die Bilder voneinander beeinflussten, so sollte sich die Basis im Lauf des 19. Jahrhunderts schrittweise verbreitern. Das ließ sich insbesondere auf die zunehmenden Aktivitäten der Vereinigten Staaten in Richtung Süden zurückführen. Der Ausbau der Handelsbeziehungen und eine Zunahme der Reisetätigkeit brachte mehr Menschen aus unterschiedlichen sozialen Schichten in Kontakt miteinander. In der Öffentlichkeit hörte man nun auch abwägende Stimmen, die positive Aspekte am Bild Lateinamerikas in den Vordergrund rückten und die Sympathien betonten, welche nach wie vor in Lateinamerika für die Vereinigten Staaten gehegt wurden.

Ein wichtigerer Faktor war aber in diesem Zeitraum der US-amerikanische Expansionismus, der sich zunächst gegen die lateinamerikanischen Staaten in der unmittelbaren Nachbarschaft richtete. Die Politik der Vereinigten Staaten gegenüber Lateinamerika prägten seit dem Ende der Unabhängigkeitskriege im Süden wiederholte Interventionen, wobei unterschiedliche Methoden angewendet wurden und unterschiedliche Akteure zum Zug kamen. Zum allgemeinen territorialen Ausdehnungsbedürfnis trat nun das Bemühen um die Sicherung des freien Zugangs zu den vielversprechenden Märkten. Die US-Politik sicherte sich Privilegien durch ungleiche Verträge etwa mit Nicaragua und später mit Kolumbien und sicherte sich so die Kontrolle über die Verkehrswege. Gleichzeitig gewannen der Schutz und die Förderung US-amerikanischer Investoren in Lateinamerika zunehmend an Bedeutung. Da dies häufig innenpolitische Komplikationen provozierte, kam es in diesem Zeitraum erstmals zu den später so typischen Interventionen zum Schutz US-amerikanischer Interessen (König 1988). Gewaltanwendung mit diplomatischen und militärischen Mitteln wurde dabei zum Regelfall. Sie gipfelte in dem Krieg gegen Mexiko (1846-1848), dessen Ende für den südlichen Nachbarn große territoriale Verluste brachte (Vázquez 1977). Der Vormachtanspruch richtete sich jedoch nicht, wie in der Monroe-Doktrin angekündigt, gegen den europäischen Interventionismus in Lateinamerika. Lateinamerikanische Bitten um Unterstützung wurden bis in die 1860er Jahre nicht erfüllt.

Dieser Expansionismus wurzelte im säkularen Messianismus – der Idee des *Manifest Destiny* –, der den Auserwähltheitsglauben der Vereinigten Staaten in diesem Zeitraum ergänzte und die eigene Überlegenheit nicht nur gegenüber der autochthonen Bevölkerung im Inne-

ren, sondern zunehmend auch gegenüber den Lateinamerikanern propagierte.⁷ Entwicklungen in den europäischen Sprachen, nach denen das südliche und begriffsgeschichtlich 'ältere' Amerika zusehends an den Rand gedrängt und ausgegrenzt wurde, flankierten diesen Prozess. 'Amerika', das war umgangssprachlich bald nicht nur im Deutschen die Bezeichnung für die Vereinigten Staaten, während sich seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Begriff 'Lateinamerika' als Bezeichnung für den südlichen Teil durchsetzte.

In den angloamerikanischen Wahrnehmungen von Lateinamerika dominierte nun stärker denn je die Betonung des Gegensatzes. Angloamerikaner, die vor Ort in Lateinamerika Erfahrungen sammeln konnten, verglichen das, was sie sahen und erlebten, mit dem aus der Heimat Gewohnten und kamen zumeist zu negativen Ergebnissen. Die Bilder vom anderen Amerikaner reicherten sich in diesem Zeitraum um Elemente an, die bis ins 20. Jahrhundert hinein prägend bleiben sollten. Die Vorwürfe beinhalteten die Unterstellung von Ignoranz, Unmoral, Unzuverlässigkeit, ja Bössartigkeit. Ferner zählten dazu die Vorurteile von Feigheit, Faulheit, Kindlichkeit und Schwäche der Bewohner Lateinamerikas. Es handelte sich dabei um Charaktereigenschaften, die oft mit Weiblichkeit gleichgesetzt wurden (Pike 1992: 47-52). Wenn der US-amerikanische Expansionismus im Lauf des 19. Jahrhunderts an seine Grenzen stieß und wenn es zu bewaffneten Konflikten kam, wiederholte man diese Defizite immer wieder. Die negativen Bilder dienten zur Legitimation dieser Konflikte. Aus den vermeintlichen Schwächen Lateinamerikas ließen sich Gegensätze konstruieren, die in der Antithese von Zivilisation und Barbarei gipfelten und von den zeitgenössischen Rassentheorien scheinbar gestützt wurden. Die 'Höherwertigkeit' der USA und das sich daraus ableitende Eroberungsstreben erhielten so den Rang von Naturgesetzen. Allerdings konnten diese Vorstellungen dem Expansionsdrang auch Grenzen setzen. So waren rassistische Argumente ein wichtiger Grund für die Abwendung der Forderung nach einer Annexion ganz Mexikos im Krieg von 1846-1848, denn dadurch hätten Mexikaner die US-amerikanischen Bürgerrechte erhalten, was die Rassisten entschieden

7 Zu diesem Thema: Stephanson (1995).

ablehnten (Schoultz 1998: 34).⁸ Hier wurde eine Grenze gezogen, die aus Sicht der Vereinigten Staaten endgültig sein sollte. Die Verschiebung der territorialen Grenzlinie zwischen den USA und Mexiko ging einher mit der Verfestigung mentaler Grenzziehungen.

Der US-amerikanische Expansionismus rief in Lateinamerika Protest hervor. In Mexiko, dem Hauptbetroffenen des US-amerikanischen Expansionismus, kam es im Zuge des Kriegs zu ersten bildlichen Darstellungen in der Presse, die zum nationalen Widerstand gegen die Invasion aus dem Norden aufriefen. In Abbildung 1 aus der Kopfzeile der Zeitschrift *El Calavera* werden die Eindringlinge abstrakt und schematisch als gieriges, kriechendes Monster dargestellt, dem sich der mexikanische *Calavera*, hier erstmals als Symbolfigur des Landes mit der Nationalflagge in der Hand, siegreich entgegensetzt.

Abb. 1: Mexiko und die US-amerikanische Invasion, 1847



Quelle: *El Calavera* Nr. 30 (Mexiko, 7.5.1847).

8 In der Tat hatten die Bewohner der von Mexiko abgetretenen Gebiete nach Artikel 8 des Friedensvertrags von Guadalupe Hidalgo (1848) ein Jahr lang Zeit, entweder die mexikanische Staatsangehörigkeit zu behalten oder die US-amerikanische anzunehmen (Holden/Zolov 2000: 32).

Auch in anderen lateinamerikanischen Ländern formierte sich um die Jahrhundertmitte eine Abwehrfront unter den gebildeten Eliten. Bolívars Idee eines panamerikanischen Zusammenschlusses ohne die Vereinigten Staaten wurde mit Blick auf die Bedrohungen aus Europa und aus den USA, die zu diesem Zeitpunkt vor allem auch Zentralamerika mit seiner strategisch günstigen Lage für einen zukünftigen Kanal betrafen, in einigen erfolglosen Kongressen weiterfolgt. Bei den Aufrufen zur lateinamerikanischen Solidarität tat sich insbesondere der chilenische Schriftsteller Francisco Bilbao hervor. In seinen Anklagen gegen den Expansionismus der USA betonte er, dass es sich bei den Angloamerikanern um einen ‘unterschiedlichen Intellekt’ handelte, der von der historischen Entwicklung profitiert hatte, während Lateinamerika mit dem negativen iberischen Erbe belastet blieb. Hatten die US-Amerikaner mit ihrer Verfassung noch ein welthistorisch bedeutendes Zeichen gesetzt, so waren sie nach Auffassung Bilbaos durch ihren Egoismus zunehmend vom rechten Weg abgewichen und vom Vorbild zur Gefahr, vom “Amerikaner zum Yankee”, geworden.⁹

Bilbao und seine lateinamerikanischen Gesinnungsgenossen äußerten sich verbittert über die Vorurteile und die Überheblichkeit der Angloamerikaner. Insbesondere durch Reisen konnten Lateinamerikaner sich nun vermehrt selbst von der Existenz dieser Stereotype überzeugen. Bilbao entwickelte die Vorstellung von einem Lateinamerika, das den von ihm als typisch angloamerikanisch bezeichneten Charaktereigenschaften wie Individualismus und Materialismus die eigenen Vorzüge von Menschenliebe, Gastfreundschaft, Kunst und Poesie entgegensetzen sollte.

Selbst die Kritiker der Vereinigten Staaten wollten den nördlichen Nachbarn jedoch keineswegs in seiner Gesamtheit verurteilen. Nach wie vor galten die USA gerade den lateinamerikanischen Liberalen als vorbildliche Republik, die das Gleichheitsideal verwirklicht hatte und in vielerlei Hinsicht bereits einen Idealzustand repräsentierte. Ferner waren sie in den Augen vieler Lateinamerikaner das Land des Wohlstands und des Fortschritts. Damit verbanden sich Bildelemente von der Zivilisiertheit und männlichen Kraft, die unter umgekehrten Vorzeichen die angloamerikanischen Vorurteile über Lateinamerikaner widerspiegeln. Besonders weite Verbreitung fanden diese Ansichten

9 So in Bilbaos Essay *La América en peligro* (Bilbao 1941).

durch die Reiseberichte des späteren argentinischen Präsidenten Domingo Faustino Sarmiento. Für Sarmiento war es ein Gebot der Stunde, das Positive, das die Angloamerikaner zu bieten hatten, zu adaptieren und für die eigene Entwicklung nutzbar zu machen. Das erschien unabdingbar, um sich in Zukunft besser gegen die Bedrohung durch die Vereinigten Staaten wehren zu können (Miller 1999: 174-175).

Diese Bedrohung nahm im Zeitalter des Imperialismus neue Formen an. In den Amerikas brachte insbesondere der Panamerikanismus unter US-amerikanischer Führung ein neues Element ins Spiel. Dabei standen wirtschaftliche Interessen der Angloamerikaner im Vordergrund. Die Handels- und Kommunikationsbeziehungen verdichteten sich und das Investitionsengagement US-amerikanischer transnationaler Wirtschaftsunternehmen in Lateinamerika wuchs. Hinzu kamen vielfältige kulturelle Kontakte, die zunehmend in beide Richtungen wirkten, etwa wenn protestantische Missionare aus den USA in den Süden gingen oder lateinamerikanische Austauschstudenten Universitäten im Norden besuchten. Die Kontakte und die Rhetorik des Panamerikanismus trugen aber kaum dazu bei, die grundsätzlichen Vorbehalte abzubauen, die in vielen Ländern Lateinamerikas gegenüber der US-amerikanischen Expansion bestand. Zu offensichtlich blieben die mit dem *Manifest Destiny* begründeten Hegemonialansprüche, die sich in der schrittweisen unilateralen Ausweitung der Monroe-Doktrin niederschlugen.

Darauf konnte ein Interventionismus aufbauen, der zwischen 1890 und 1930 seinen Höhepunkt erreichte. Wiederum war es ein Krieg, der diese Prozesse beschleunigte. Den Konflikt der Vereinigten Staaten mit Spanien von 1898/99 um die Kontrolle über Kuba beurteilten schon zeitgenössische Beobachter als Wegscheide (Bernecker 1998).¹⁰ Das lag nicht zuletzt daran, dass die Vorherrschaftsansprüche der USA und die damit verbundenen Abgrenzungen gegenüber Lateinamerika in diesem Zusammenhang offen zu Tage traten. Die formelle Inbesitznahme Puerto Ricos und die Sicherung von Interventionsrechten in Kuba, die späteren Eingriffe in zentralamerikanische und karibische Staaten sowie die Etablierung informeller Kontrollmechanismen zeichneten die US-amerikanische Lateinamerikapolitik in diesen Jahren aus. Diese Vorherrschaft in der 'westlichen Hemisphäre' aber

10 Für die globalen Zusammenhänge siehe Schoonover (2003).

bildete die Grundlage für die ‘Amerikanisierung der Welt’, die der britische Journalist William T. Stead in einem Bestseller des Jahres 1902 als “Trend des 20. Jahrhunderts” (Stead 1902) ausmachte.¹¹

Interventionismus und Auserwähltheitsglaube standen in einer engen Wechselbeziehung zu den Bildern von Lateinamerika, die in den Vereinigten Staaten in diesem Zeitraum im Umlauf waren. In ihnen dominierten noch stärker als vorher die Elemente der ‘Wildheit’, ‘Barbarei’, ‘Schwäche’ und ‘Abhängigkeit’, was mit dem eigenen Selbstverständnis von Macht und Vorherrschaft korrespondierte. Die Konstruktion der Unterlegenheit Lateinamerikas erfüllte eine wichtige Funktion im notwendigen Identitätswandel der soeben zu Weltmachtstatus aufgestiegenen Vereinigten Staaten. Diese Stereotype wurden seit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert zunehmend in bildlichen Darstellungen der Presse wiedergegeben und fanden dadurch weite Verbreitung. Insbesondere Karikaturen spiegelten diese Vorurteile wider. Abbildung 2 präsentiert ein Beispiel aus dem Jahr 1905. Sie zeigt Onkel Sam mit Puerto Rico an der Hand, einem gepflegt wirkenden Kind. Dem gegenübergestellt ist das ‘schwarze’ und rebellische Kuba. In beiden Fällen sind die Lateinamerikaner nur Kinder, die ganz natürlich des Schutzes oder aber der erzieherischen Maßnahmen Onkel Sams bedürfen. Sie sind nicht in der Lage, ihr Schicksal unabhängig selbst zu bestimmen. Diese Darstellungen bezogen sich häufig auf konkrete Konfliktfälle wie hier auf Zentralamerika und die Karibik, doch finden sich in der Erweiterung auch zahlreiche Beispiele, die südamerikanische Länder oder Lateinamerika als Ganzes thematisieren. Die Darstellungsweisen in den Karikaturen jener Zeit ähnelten sich insofern, als sie die südlichen Nachbarn immer wieder als junge, naive Frau, als schwache Kinder oder als freche, aufmüpfige Farbige zeigten.

11 Zum Komplex der Nordamerikanisierung in Lateinamerika siehe Rinke (2004b).

Abb. 2: Onkel Sam und seine “Kinder”, 1905



Quelle: "Uncle Sam to Porto Rico". In: *Chicago Inter Ocean* (1905).

Bilder wie dieses drückten ein US-amerikanisches Selbstverständnis aus, wonach der Imperialismus nicht frei gewählt war, sondern gleichsam eine vom Schicksal vorbestimmte "Last des weißen Mannes", die die Vereinigten Staaten in Lateinamerika auf sich nehmen mussten, um die Zivilisation voranzubringen und die Barbarei zu zähmen. Damit stellten sich die USA auf eine Stufe mit Europa, das dieser vermeintlichen Pflicht seinerseits in Afrika und Asien nachkam. Vom

reinen Machtstreben der Europäer hoben sich die eigenen Aktivitäten nach Auffassung der Angloamerikaner aber dadurch positiv ab, dass man formelle Kolonialerwerbungen vermied. Die USA behielten auf diese Weise vermeintlich ihre moralische Führerschaft bei (Rinke 2002: 67). Für die Aufrechterhaltung der Idee einer moralischen Superiorität hatten die US-amerikanischen Bilder von Lateinamerika große Bedeutung. Der andere Amerikaner war darin nicht mehr wie noch zur Mitte des 19. Jahrhunderts ein ernstzunehmender Gegner, sondern ein schutzbedürftiges barbarisches Kind.

Allerdings führte diese Abgrenzung vom 'barbarischen' Amerika des Südens und die daraus resultierende kolonialistische Vertiefung der Polarität von Nord und Süd auch zu Gegenreaktionen, die ihrerseits stereotype Darstellungen des Anderen benötigten, um Eigenes zu konstruieren. Unter dem Eindruck des Spanisch-US-amerikanischen Krieges von 1898/99 warnten viele Intellektuelle vor der "Yankee-Gefahr".¹² In diesen Jahren ließ sich eine Wiederentdeckung des angloamerikanischen Nachbarn erkennen, die sich in den Werken eines José Martí, José Enrique Rodó oder Rubén Darío niederschlug und in eine Abgrenzung mündete. In vielerlei Hinsicht ähnelten die in diesem Zusammenhang formulierten Argumentationen dem, was schon 50 Jahre zuvor im Kontext des US-amerikanisch-mexikanischen Krieges etwa von Bilbao vorgebracht worden war. Ins Zentrum rückte die Kritik an der als materialistisch eingeschätzten US-amerikanischen Zivilisation, der eine genuine Identität Lateinamerikas entgegengesetzt werden sollte, die – je nach Geschmack – auf einem lateinischen, spanischen und/oder indigenen bzw. afrikanischen Erbe aufbauen sollte. Lateinamerika stilisierte man im grundlegenden Gegensatz zu den Vereinigten Staaten häufig als Verkörperung von Idealismus, Ethik, Wissenschaft und Kunst.

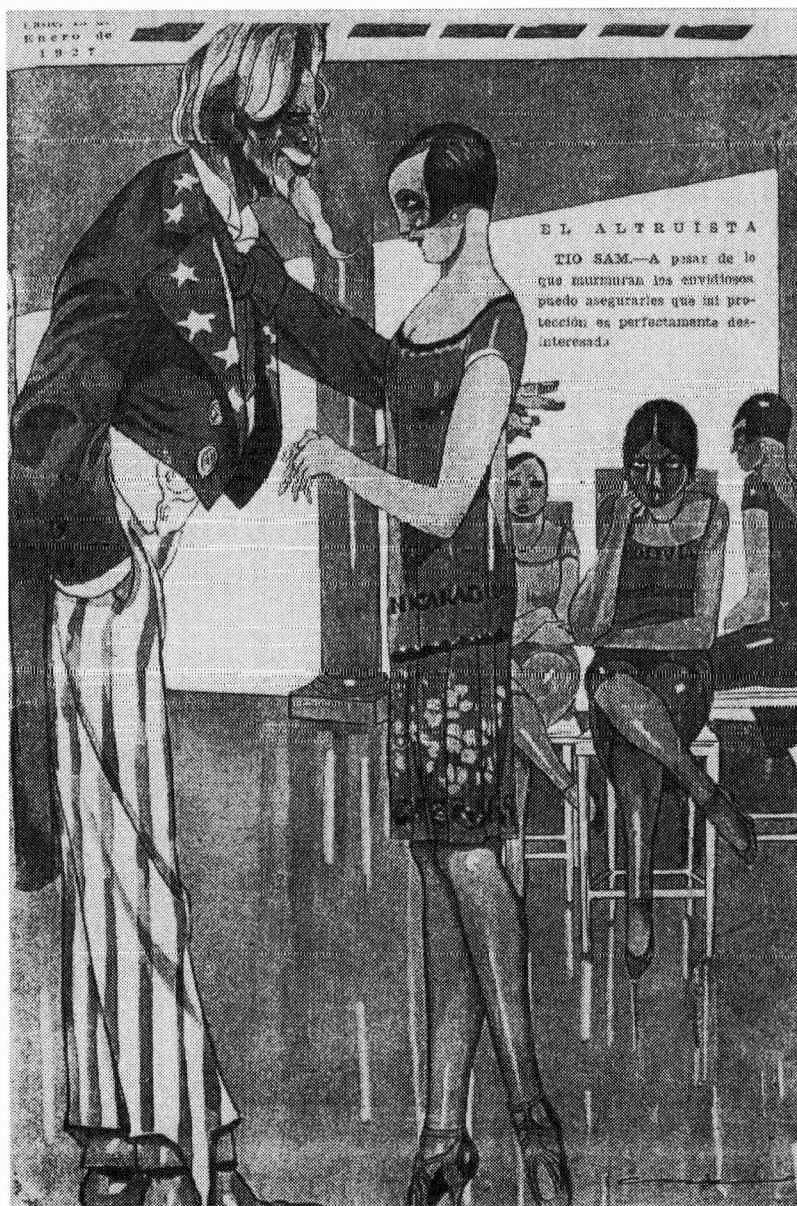
Ergänzend zu dieser geistigen Erneuerung und oft in engem Zusammenhang damit stand der Antiimperialismus, der insbesondere nach dem Ersten Weltkrieg angesichts des krassen Interventionismus der Vereinigten Staaten an Bedeutung gewann. Diese Gemengelage trug zur Verdichtung des Bildes vom gierigen Onkel Sam bei, der ganz Lateinamerika vergewaltigen und versklaven wollte. Das ge-

12 Der argentinische Publizist Manuel Ugarte benutzte 1901 den Begriff "el peligro yanqui" als Titel eines vielgelesenen Essays (Ugarte 1978: xviii).

schah nicht zuletzt durch die medienwirksame Popularisierung des abstoßenden Yankees unter anderem durch Karikaturen und andere visuelle Darstellungen. Abbildung 3 zeigt eine Karikatur aus der chilenischen Satirezeitschrift *Sucesos* dieser Jahre. Die Zeichnung präsentiert die Auseinandersetzung mit Onkel Sam, dem Sinnbild der USA, der hier als bedrohlich wirkender alter Lustmolch erscheint. Die Karikatur entstand im Kontext der in Lateinamerika viel kritisierten US-amerikanischen Interventionen in diesem Zeitraum. Interessanterweise werden auch aus dieser lateinamerikanischen Perspektive die Republiken Nicaragua und Bolivien als junge Frauen dargestellt, von denen die erste, das schamrote Fräulein Bolivia, bereits gelernt hat, was es heißt, den Schutz des Onkels zu genießen, während Fräulein Nicaragua gerade dabei ist, dem Werben nachzugeben. Die Selbstdarstellung Lateinamerikas als hilflose junge Frauen, wehrlose Kinder oder auch als arglose Märchengestalt wie Rotkäppchen fand sich häufig, wenn es um die Beziehungen zu den Vereinigten Staaten ging. Sie korrespondierte mit den US-amerikanischen Vorstellungen von Lateinamerika.

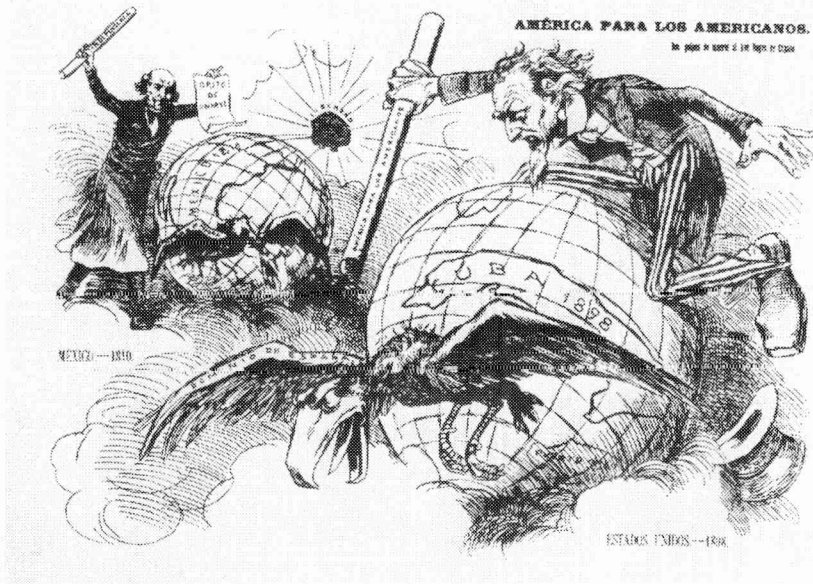
Die Kritik an einer “friedlichen Penetration” Lateinamerikas durch die Investitionen und Dollaranleihen des großen angloamerikanischen Nachbarn wurde aber begleitet durch die damit einhergehende Verbreitung der Populärkultur aus den Vereinigten Staaten. Im Zusammenspiel mit der Urbanisierung und dem Aufstieg der Mittelschicht führte der Wohlstand mancherorts zu Ansätzen einer Konsumgesellschaft, durch die breitere Bevölkerungsschichten in engeren Kontakt mit den Erzeugnissen der US-amerikanischen Zivilisation kamen. Die Zahl der Grenzgänger, die beispielsweise durch den Genuss US-amerikanischer Jazz-Musik oder Kinofilme in symbolischen Kontakt mit den USA kamen, nahm dadurch bisher unbekannte Ausmaße an und wuchs beständig. Damit traten Elemente in den lateinamerikanischen Bildern von den Vereinigten Staaten in den Vordergrund, die in der Forschung aufgrund der einseitigen Konzentration auf den antiimperialistischen Diskurs oft vernachlässigt wurden. So war etwa schon der Krieg von 1898/99 keineswegs nur eine Ursache antiamerikanischer Stimmungen. Der Karikaturist der mexikanischen Zeitschrift *El Hijo del Ahuizote* stellte die Vertreibung der Spanier durch den mit einem Knüppel mit der Aufschrift “Amerika den Amerika-

Abb. 3: Der gierige Onkel Sam, 1927

"El altruista". In: *Sucesos* (13.1.1927), S. 1.

nern” bewaffneten Onkel Sam in eine Traditionslinie mit dem *Grito de Dolores* des mexikanischen Unabhängigkeitskämpfers Miguel Hidalgo von 1810 (Abbildung 4). Die Vereinigten Staaten erschienen gleichsam als Vollender der lateinamerikanischen Unabhängigkeit.

Abb. 4: Die Vertreibung der Spanier, 1810 und 1898



“América para los americanos”. In: *El Hijo del Ahuizote* (18.9.1898).

Selbst Martí und Rodó hatten ja bei aller Kritik am US-amerikanischen Expansionismus nicht gezögert die fortschrittlichen Elemente der Zivilisation der Vereinigten Staaten zu betonen und ihre Bewunderung darüber auszudrücken. So lehnte Martí rassistische Verallgemeinerungen ab und betonte auch die positiven Eigenschaften der Angloamerikaner.¹³ Wie schon Bilbao sahen auch Martí und Rodó die

13 Siehe dazu etwa die Passage bei Martí: “Auch dem blonden Volk des Kontinents darf man nicht aus dörflicher Antipathie eine angeborene und unabwendbare Bösartigkeit unterstellen, bloß weil es unsere Sprache nicht spricht, das Haus anders sieht als wir dies tun, [...]” (Martí 1982: 67).

Notwendigkeit, sich mit dem US-amerikanischen Vorbild kritisch auseinander zu setzen. Entwicklung, so sahen es viele liberale Modernisierer dieser Zeit, konnte nur über eine erfolgreiche Adaption des US-amerikanischen Modells erfolgen.

Erst als die sozialen Folgen der Weltwirtschaftskrise überall zu spüren waren, relativierte sich diese Sichtweise der Vereinigten Staaten wieder. Die USA hatten als wichtigster Repräsentant des kapitalistischen Wirtschaftssystems gegolten, das ab 1930 unterzugehen schien. Die Verwundbarkeit dieses Systems zeigte die Verwundbarkeit der USA und erschütterte den Glauben an die bisherigen Entwicklungswege. Die Abhängigkeit von den Yankees zeigte sich, als man die Sogkraft des Untergangs zu spüren bekam, der vom Börsenkrach in New York ausging. Damit erwies sich der Traum vom Wohlstand als Chimäre. Der radikale Bruch der kurzlebigen Prosperität provozierte einen Schock, der nur schwer zu verdauen war. Im Verlauf der Weltwirtschaftskrise nahmen die USA in vielen Ländern Lateinamerikas den Charakter eines Sündenbocks für die Fehlentwicklungen an, was nicht zuletzt auf die protektionistische Handelspolitik und auf das Verhalten vieler Investoren aus dem Norden zurückzuführen war. Der Antiimperialismus wurde zu einem Anti-US-Amerikanismus.¹⁴

In den Vereinigten Staaten lösten diese Entwicklungen einen Um Denkprozess aus. Schon in den zwanziger Jahren hatte es heftige Kritik linksliberaler Intellektueller an der Lateinamerikapolitik Washingtons gegeben. Der spätere Präsident Herbert Hoover prägte während einer Lateinamerikareise bereits 1928 den Begriff der "guten Nachbarschaft". Doch erst unter seinem Nachfolger Franklin Delano Roosevelt bildete dies das Axiom einer neuen Politik, die den militärischen Interventionismus einstellte und die Souveränität der lateinamerikanischen Nachbarn respektierte (Gellman 1979: 12). Ließen sich damit aber die Gegensätze überwinden?

Sicherlich gab es Ansätze in dieser Richtung, ja sogar Begeisterung für die Nachbarn im Süden, die zumal in den 1920er und 1930er Jahren von einer Welle von US-amerikanischen Touristen entdeckt wurden. Bei manchen dieser Grenzgänger standen mexikanische Volkskultur, Tänze und Kunst besonders hoch im Kurs. Dies blieb jedoch auf ein linksliberales, vor allem akademisches Milieu begrenzt,

14 Siehe dazu zahlreiche Beispiele in O'Brien (1996).

das sich selten von exotisierenden Vorstellungen vom südlichen Nachbarn löste.¹⁵ Da die US-amerikanischen Touristen 'typisch mexikanische' Dinge suchten, wurden diese vor Ort in Mexiko so hergestellt, dass sie dem Geschmack der *gringos* entsprachen. Hier ergänzten sich Bilder und Erwartungshaltungen zwischen Nord und Süd wiederum wechselseitig (Pérez Montfort 2004).

Die Politik der guten Nachbarschaft war nicht uneigennützig, denn sie stand im Kontext der Sorge der Vereinigten Staaten vor der Bedrohung durch den europäischen Faschismus, die sich gerade in wirtschaftlicher Hinsicht auch in Lateinamerika bemerkbar machte. Während des Zweiten Weltkriegs gelang es den USA, die lateinamerikanischen Staaten besonders durch wirtschaftliche Hilfsprogramme und durch Propaganda zu gemeinsamen Maßnahmen zu bewegen. Das nährte Hoffnungen darauf, dass die beiden Sphären sich auf dieser Grundlage lernfähig zeigen und dem Mythos von Amerika als einer neuen und besseren Welt realen Gehalt verleihen würden. Der Rhetorik der politischen Gleichberechtigung stand die Vertiefung der wirtschaftlichen Abhängigkeit gegenüber. Dass sich mit der neuen Politik die Grenzen in den Köpfen der US-Amerikaner gegenüber den Latinos nur unwesentlich veränderten, lässt sich wiederum an Karikaturen verdeutlichen.

In Abbildung 5, einer Karikatur aus dem Jahr 1934, ist die Figur des Latino immerhin schon erwachsen. Die nachbarschaftlichen "Äpfel des guten Willens", die im Rahmen der neuen Politik von Präsident Roosevelt verteilt werden, sind Symbole für die Versprechen von Respekt und Gleichberechtigung. Diese Gaben sind jedoch keine Selbstverständlichkeit. Das Bild vermittelt, dass der reiche Nachbar Roosevelt dem Ärmeren zwar von seinem Überfluss abgibt, dafür aber auch Dankbarkeit erwartet. Ferner fällt der Größenunterschied zwischen den beiden Figuren ins Auge, der – wenn auch wesentlich geringer als noch in der weiter oben gezeigten Karikatur von 1905 (Abbildung 2) – bei aller Annäherung die weiter bestehende Hierarchie zwischen den beiden Amerikas klar zum Ausdruck bringt.

15 Siehe dazu die Studien von Delpar (1992) und Oles (1993).

Abb. 5: Die gute Nachbarschaft, 1934

“Neighborly Call”. In: *Newark Evening News* (1934).

Die Karikatur von 1928 (Abbildung 6) zeigt die mit der Kurskorrektur auf US-amerikanischer Seite verbundenen Hoffnungen. Hier ist Lateinamerika als attraktive *Señorita* dargestellt, die mit Freude feststellt, dass sich ihr Galan Onkel Sam, der von Hoover eingeführt wird, von den verzerrenden bildlichen Darstellungen, die sie bislang von ihm kannte, sehr vorteilhaft abhebt. Interessant ist hier die Perspektive der Bilder innerhalb des Bildes. Die Porträts vom “Koloss des Nordens”, vom “Dollar-Diplomaten” und vom “Imperialisten” zeigen Wahrnehmungen, die in Lateinamerika zu dieser Zeit von Onkel Sam vorherrschten. Erst das Nachdenken über diese Wahrnehmung von außen, so lässt sich schließen, bringt letztlich die politische Umkehr

hin zur Politik der guten Nachbarschaft, die dann ab 1933 unter Hoovers Nachfolger umgesetzt wird.

Abb. 6: Die Bilder im Bild, 1928



“Not as Bad as Painted”. In: *Culver Citizen* (1928).

Wiederum weist die lateinamerikanische Sichtweise desselben Zusammenhangs Parallelen auf. Karikaturisten wählten häufig ebenfalls eine Frau als Symbol für Lateinamerika. In Abbildung 7 wirkt diese junge Frau allerdings weit weniger naiv als die *Señorita* der US-amerikanischen Zeichnung. Südamerika wird als zumindest zweideutiger *Flapper* dargestellt, die den Annäherungsversuch Hoovers durchaus erwidert. Welche Absichten das „alte Rindvieh“ („buey viejo“), dem nach dem alten Sprichwort die „jungen Weiden“ am besten schmecken, dabei verfolgte, wurde aber offen gelassen.¹⁶ Auffällig ist auch, dass Hoover in dieser Karikatur als alter Mann abgebildet wird, während ihn die US-amerikanische Zeichnung noch als jugendlich attraktiven Typen zeigt. Die massive Präsenz Hoovers in diesem Bild weist darauf hin, dass bei aller Sympathie für die Politik der guten Nachbarschaft ein hohes Maß an Skepsis gegenüber den dahinter stehenden Intentionen der Nordamerikaner bestehen blieb.

Zeigt sich bereits in dieser Karikatur der Einfluss der US-amerikanischen Bilder von Lateinamerika auf die lateinamerikanischen Auto-stereotype an der Übernahme des von außen herangetragenen Bildes der jungen Frau, so wird dieser Zusammenhang im Werbeplakat von Abbildung 8 noch deutlicher, das die mexikanische Tourismusbehörde 1943 für eine Werbekampagne in den USA in Auftrag gab. Jorge González Camarena präsentierte sein Land erneut als junge attraktive Frau, die in einer exotischen Umgebung mit Papagei, Bananenstauden und mit Aztekenmuster geschmückter Bluse dem US-amerikanischen Betrachter, für dessen Auge sie bestimmt war, nicht nur die reiche Ernte der Früchte des Landes darbringt, sondern – wie die Form der Darstellung impliziert – sich gleichsam selbst mit darbringt. Stereotype Vorstellungen von Lateinamerika fanden auf diese Weise ebenso Eingang in die Bildsprache Lateinamerikas wie umgekehrt lateinamerikanische Stereotype vom Yankee sich in den Selbstbildern der Vereinigten Staaten wiederfinden.

16 Das Sprichwort, auf das sich der Titel der Karikatur bezieht, lautet: „A buey viejo, pasto tierno.“

Abb. 7: Die Attraktivität Südamerikas, 1928



“A buey viejo”. In: *Sucesos* (20.12.1928).

Abb. 8: Mexikanisches Tourismuswerbeplakat, 1943



Jorge González Camarena, *Visit Mexico* (Poster 1943).

Die Überwindung der Grenzen durch zunehmende direkte Kontakte – zum Beispiel durch Reisen – oder indirekte Berührungen – beispielsweise durch die US-amerikanische Massenkultur – führte also nur scheinbar dazu, dass sich die Vorstellung von gegensätzlichen, klar voneinander abgegrenzten Welten entscheidend gewandelt hätte. So schrieb der chilenische Reisende Benjamín Subercaseaux 1943:

Nur wenn die Völker wieder untereinander Kontakt aufnehmen, kann ein echtes Verständnis zwischen dem Mann von der Straße und jenem anderen Mann von der Straße entstehen, die sich vorher nicht kannten. [...] Es kommt aber vor, dass, während wir zuvor voneinander getrennt waren, weil wir uns wenig kannten, wir uns heute noch mehr voneinander entfernen, weil wir uns nur zu gut kennen (Subercaseaux 1943: 231-232).

Ob die Kenntnisse zwischen beiden Sphären tatsächlich "zu gut" waren, erscheint zweifelhaft. Tatsache ist, dass trotz des guten Willens auf beiden Seiten an eine Überwindung der Gegensätze selbst in der Phase der guten Nachbarschaft nicht zu denken war. Die Skepsis der Lateinamerikaner sollte sich nach Ende des Zweiten Weltkriegs als begründet erweisen. Die Hoffnungen auf wirtschaftliche Zusammenarbeit erfüllten sich nicht, da die Hilfe an Lateinamerika dem Wiederaufbau Europas untergeordnet wurde. Auch das im Kampf gegen den Faschismus eingegangene Demokratieversprechen lösten die USA nicht ein. Lateinamerika sollte in der neuen Konzeption der US-Außenpolitik erneut die Rolle eines Juniorpartners einnehmen, diesmal im Kampf gegen den Kommunismus. Dabei war den US-Amerikanern auch die Unterstützung lateinamerikanischer Diktatoren recht. Selbst der Interventionismus erfuhr eine neue Legitimation, wenngleich im Gewand multilateraler panamerikanischer Abmachungen. Seit den 1950er Jahren häuften sich die direkten und indirekten Interventionen wieder. Es gab vielfältige Gründe dafür: Häufig stand dahinter, dass lateinamerikanische Regierungen soziale Reformen anstrebten oder durch Nationalisierungen das Eigentum US-amerikanischer Investoren bedrohten.

Unter lateinamerikanischen Intellektuellen löste dies Enttäuschung aus, die sie seit Beginn des Kalten Krieges eine kritische Distanz zu den USA bewahren ließ. Anstatt sich für den US-amerikanischen oder kommunistischen Weg zu entscheiden, suchten viele nach einer dritten Option. Die neuen sozialwissenschaftlichen Theorien waren ein Ausdruck der Sensibilität im Verhältnis zu den USA. Dieser Faktor

bildete eine Grundbedingung für die Neubestimmung der Position Lateinamerikas, das sich nun als Bestandteil einer 'Dritten Welt' verstand. Auch die mit viel Optimismus gestartete UNO-Dekade der Entwicklung (1955-1965) und die damit eng verzahnte US-Politik der "Allianz für den Fortschritt" änderten nichts daran.

Aufgrund der Wahrnehmung einer schleichenden Vereinnahmung der Welt durch den "American way of life" blieb die Beschäftigung mit den Vereinigten Staaten nicht mehr einseitig die Domäne intellektueller Eliten. Mit dem schrittweisen Wachstum der Mittelschichten, der zunehmenden Verstädterung und Industrialisierung, der Ausweitung der politischen Partizipation sowie dem Populismus in den lateinamerikanischen Staaten nahmen nun auch zunehmend breitere gesellschaftliche Schichten daran teil. Dies führte allerdings nicht zur Auflösung von Stereotypen. Seit der kubanischen Revolution vollzog sich eher eine Vertiefung der gegensätzlichen Extrempositionen, wonach die Vereinigten Staaten entweder als "Paradies auf Erden" oder als bedrohliche "imperialistische Krake" gesehen wurden. Massen- und öffentlichkeitswirksam verbreitete sich seit den späten 1950er Jahren vor allem die zweite Position, wie etwa die Reaktionen auf die Reisen von Vizepräsident Richard Nixon 1958 oder vom Sonderbeauftragten Nelson Rockefeller 1969 bewiesen.

Das Thema Entwicklung bestimmte die lateinamerikanischen Identitätsdiskurse nach 1945. Ein Hindernis auf dem Weg dorthin war die Abhängigkeit vom Ausland, deren Beseitigung die Grundbedingung für einen authentischen Entwicklungsweg zu sein schien. Eine zentrale Stellung nahm dabei die Auseinandersetzung mit den Vereinigten Staaten ein. Das hatte bereits früher gegolten. Nun aber hatten sich wichtige Parameter geändert. Mit dem Aufstieg der neuen Sozialwissenschaften verdrängte der Faktor 'Klasse' den der 'Rasse'. Nicht mehr die Rodósche Antithese von Idealismus und Materialismus, sondern der Gegensatz von arm und reich stand im Mittelpunkt. Die Dichotomien blieben jedoch erhalten. Umgekehrt traten auch in den US-amerikanischen Bildern von Lateinamerika stärker als im 19. Jahrhundert, als vor allem angeblich fehlende Zivilisiertheit und moralische Defizite im Zentrum der negativen Bilder gestanden hatten, nun Elemente wie die wirtschaftliche Unterentwicklung, die politische Instabilität und die Radikalität in den Vordergrund.

Haben sich die Dichotomien vor dem Hintergrund des Endes des Kalten Kriegs in den letzten 15 Jahren aufgelöst? Hat man gelernt mit den Unterschieden zu leben? Das Urteil fällt ambivalent aus. Der Beginn dieses neuen Zeitraums 1989 zeichnete sich durch erneute Interventionen aus, die das nach der Reagan-Ära ohnehin getrübt Bild der USA weiter verdunkelten. Die Abrechnung mit General Noriega in Panama Ende 1989 gab einen Vorgeschmack auf Praktiken US-amerikanischer Außenpolitik im neuen Jahrtausend. Die von den Vereinten Nationen sanktionierte Intervention in Haiti 1994 trug einen anderen Charakter – problematisch blieb sie angesichts des historischen Erbes dennoch. Das galt noch viel stärker für die Fortsetzung des Boykotts gegen Kuba, der in ganz Lateinamerika auf Ablehnung stößt. Auch die Freihandelszone NAFTA wurde bereits bei ihrer Gründung 1994 heftig kritisiert. Ihr Ausbau ist weiterhin höchst umstritten. Hinzu kommt eine innenpolitische Tendenz zur Abschottung von den lateinamerikanischen Immigranten. Auch die neuesten Maßnahmen der US-Einwanderungsbehörden zur schärferen Überprüfung von Einreisenden aus Lateinamerika scheinen nicht als vertrauensbildende Maßnahme geeignet. Die negativen Bilder von den US-Amerikanern gewinnen durch diese politischen Entwicklungen an Bedeutung. Die Grenzen in den Köpfen werden dadurch weiter vertieft. Das zeigte sich an den Reaktionen auf die Attentate in den USA vom 11. September 2001. Kritische Kommentare über die weltpolitische Hybris der USA begleiteten die offiziellen Traueradressen. Andererseits – und das ist für die Wahrnehmungen der letzten 15 Jahre mindestens ebenso wichtig – gab es noch nie so viele Kontakte zwischen den Amerikas wie heute. Migrationen von Menschen und Kapital, moderne Kommunikationstechnologien, kurz all das, was wir heute unter dem schillernden Begriff der Globalisierung fassen, schaffen ständig neue Kontaktzonen. In ihnen entstehen neue hybride Identitäten, deren Auswirkungen auf die Bilder vom anderen Amerikaner sich erst noch zeigen werden.

Die Ambivalenz von Grenzen als Trennlinie und Kontaktzone zeigt sich am Beispiel der mentalen Grenzziehungen zwischen den Amerikas durch Bilder vom Anderen besonders deutlich. Die historischen Grenzwahrnehmungen standen im Zeichen einer zunehmenden Vertiefung der Polarität in der Vorstellung vom Eigenen und vom Fremden, die im Zeitalter der atlantischen Revolutionen begann und sich später vor allem immer dann vertiefte, wenn es zu Krisen in den

Beziehungen zwischen den Amerikas kam. Die Entwicklung war bereits durch die Grundkonstellation des konfessionellen und machtpolitischen Gegensatzes zwischen den Mutterländern England und Spanien stark beeinflusst, der sich auf die Kolonien übertrug. Durch die Wiederholung der Stereotype und die kontinuierliche Re-Konstruktion der Verschiedenheit wurde für die amerikanische Polarität der scheinbar unanfechtbare Status von unverrückbaren Grenzen konstruiert. Dabei spielte auf beiden Seiten die Idee des Gegensatzpaares von Zivilisation *versus* Barbarei eine wichtige Rolle. Sie implizierte immer auch eine Hierarchisierung.

Seit dem 19. Jahrhundert verbanden sich aus Sicht immer breiter werdender sozialer Schichten in Lateinamerika mit den Bildern von den USA Elemente wie Fortschritt, Wohlstand und Demokratie. Diese Wahrnehmungen machten die Grenzen der eigenen Entwicklung schmerzhaft deutlich und führten zu Gefühlen der Unterlegenheit. Im 20. Jahrhundert gewann der nördliche Nachbar für viele Menschen aus den sozialen Unterschichten Lateinamerikas den Charakter eines zunächst noch utopischen, dann aber durch neue Migrationsmöglichkeiten zunehmend realer werdenden Fluchtpunktes. Die sozialen Eliten, die den öffentlichen Alteritätsdiskurs bestimmten, bemühten sich angesichts des US-amerikanischen Interventionismus um eine klare Abgrenzung. Sie suchten diese zunächst in einer Umkehrung der Gegensätze, indem sie vermeintliche eigene Schwächen in Stärken uminterpretierten. Später fanden sie die Abgrenzung dann im lautstarken Antiimperialismus unterschiedlicher politischer Couleur. Doch auch große Teile dieser Eliten waren schon früh davon überzeugt, dass nur eine – wenn auch kritische – Auseinandersetzung mit den Vereinigten Staaten zum Erfolg führen und Lateinamerika aus seinem Entwicklungsrückstand herausführen könnte.

Aus der angloamerikanischen Perspektive war Lateinamerika ebenfalls das absolut Andere, doch dienten die Bilder hier lange Zeit eher der Herrschaftslegitimation und des Anspruchs auf Weltgeltung. Dabei hatten auch die Bewunderung und die Befürchtungen, die man in Lateinamerika gegenüber den Vereinigten Staaten hegte, ihre Wirkung auf die US-amerikanischen Selbstbilder. Durch die Wiederholung und Ergänzung der Bilder vom unterentwickelten und barbarischen lateinamerikanischen Anderen betonte man den Unterschied zum eigenen Fortschritt und zur eigenen Macht. Aus den eigenen

Entwicklungserfolgen, die sich vor dem Hintergrund der lateinamerikanischen Defizite positiv absetzten, wurde die Höherwertigkeit der eigenen Moral, Kultur und "Rasse" abgeleitet. Der Kontext des Rassismus des 19. und 20. Jahrhunderts festigte das Selbstverständnis von der Einmaligkeit der Vereinigten Staaten und von ihrer von der Vorsehung bestimmten Rolle in der Welt. Die Grundvorstellung der Überlegenheit blieb auch dann noch erhalten, als die Rhetorik der guten Nachbarschaft bereits einen Einstellungswandel vortäuschte.

Phasenweise traten die Gegensätze in den Hintergrund und Gemeinsamkeiten amerikanischer Identitäten rückten ins Zentrum, die sich auch in den Bildern voneinander niederschlugen. Diese reichten von Appellen zur antikolonialen Solidarität in der Phase der Unabhängigkeitsbewegungen über den neuen Panamerikanismus, die Politik der guten Nachbarschaft oder die Allianz für den Fortschritt bis hin zur NAFTA. Problematisch war allerdings, dass es sich dabei zumeist um US-amerikanische Initiativen handelte, mit denen Lateinamerika für die eigenen politischen Ziele eingespannt werden sollte. Auch Partnerschaft wurde im gesamtamerikanischen Rahmen in klar abgegrenzten Machthierarchien gedacht.

Doch auch die Gegensätze ergaben sich letztlich aus der Wechselseitigkeit der Perzeptionsprozesse und diese wiederum hatten auf die Gestaltung der politischen Beziehungen entscheidenden Einfluss. Die Vorstellungen von eigener Macht oder Machtlosigkeit, von eigener Entwicklung oder Defizit speisten sich immer aus der Wahrnehmungen dessen, was man jenseits der Grenzen beim anderen Amerikaner erkannte oder zu erkennen glaubte. Diese Wahrnehmungen konnten sich aber nur dort bilden, wo ein wie auch immer gearteter Kontakt stattfand. In dieser Hinsicht waren die durch die Bilder vom Anderen geschaffenen Grenzen eben auch Kontaktzonen, die sich durch Austausch gegenseitig konstituierten.

Literaturverzeichnis

- Barajas, Rafael (2000): *Historia de un país en caricatura: Caricatura mexicana de combate (1826-1872)*. México D.F.: CONACULTA.
- Bernecker, Walther L. (Hrsg.) (1998): 1898: *Su significado para Centroamérica y el Caribe: ¿Cesura, cambio o continuidad?* Frankfurt/Main.: Vervuert.
- Bernstein, Harry (1945): *Origins of Inter-American Interest, 1700-1812*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Bieswanger, Markus/Boatcă, Manuela/Grzega, Joachim/Neudecker, Claudia/Rinke, Stefan/Strobl, Christine (Hrsg.) (2003): *Abgrenzen oder Entgrenzen: Zur Produktivität von Grenzen*. Frankfurt/Main: IKO-Verlag für Interkulturelle Kommunikation.
- Bilbao, Francisco (1941): *La América en peligro, evangelio americano, sociabilidad chilena*. Santiago de Chile: Ercilla.
- Bolívar, Simón (1984): *Reden und Schriften zu Politik, Wirtschaft und Gesellschaft*. Hrsg. von Hans-Joachim König. Hamburg: Institut für Iberoamerikakunde.
- Delpar, Helen (1992): *The Enormous Vogue of Things Mexican: Cultural Relations between the United States and Mexico 1920-1935*. Tuscaloosa: University of Alabama Press.
- Duffy, Michael (1986): *The Englishman and the Foreigner*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Friedman, Max Paul (2003): *Nazis and Good Neighbors: The United States Campaign Against the Germans of Latin America in World War II*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Gellman, Irwin F. (1979): *Good Neighbor Diplomacy: United States Policies in Latin America, 1933-1945*. Baltimore: Johns Hopkins University Press.
- Holden, Robert H./Zolov, Eric (2000): *Latin America and the United States: A Documentary History*. New York: Oxford University Press.
- Jefferson, Thomas (1984): *Writings*. New York: Literary Classics of the United States.
- Johnson, John J. (1980): *Latin America in Caricature*. Austin: University of Texas Press.
- Joseph, Gilbert M./Legrand, Catherine C./Salvatore, Ricardo D. (Hrsg.) (1998): *Close Encounters of Empire: Writing the Cultural History of U.S.-Latin American Relations*. Durham: Duke University Press.
- König, Hans-Joachim (1988): "El intervencionismo norteamericano en Iberoamérica". In: *Historia de Iberoamérica*. Bd. III: *Historia Contemporánea*. Madrid: Cátedra, S. 405-478.
- (1992): *Die Entdeckung und Eroberung Amerikas, 1492-1550*. Freiburg: Ploetz.
- (1998): "Entstehen, Fortwirken und Wandlungen der Amerikabilder im deutschen Sprachraum seit 1492: Ein Überblick". In: König, Hans-Joachim/Rinke, Stefan (Hrsg.): *Transatlantische Perzeptionen. Lateinamerika – USA – Europa in Geschichte und Gegenwart*. Stuttgart: Heinz, S. 25-59.

- König, Hans-Joachim/Rinke, Stefan (Hrsg.) (1998): *Transatlantische Perzeptionen: Lateinamerika – USA – Europa in Geschichte und Gegenwart*. Stuttgart: Heinz.
- (2004): *North Americanization of Latin America? Culture, Gender, and Nation in the Americas*. Stuttgart: Heinz.
- Linebaugh Peter/Rediker, Marcus (2000): *The Many Headed Hydra: Sailors, Slaves, Commoners, and the Hidden History of the Revolutionary Atlantic*. Boston: Beacon Press.
- Martí, José ([1891] 1982): "Unser Amerika". Übers. Ottmar Ette. In: Rama, Angel (Hrsg.): *Der lange Kampf Lateinamerikas. Texte und Dokumente von José Martí bis Salvador Allende*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 56-67.
- Miller, Nicola (1999): *In the Shadow of the State. Intellectuals and the Quest for Identity in Twentieth Century Spanish America*. London: Verso.
- O'Brien, Thomas F. (1996): *The Revolutionary Mission: American Enterprise in Latin America, 1900-1945*. New York: Cambridge University Press.
- Oles, James (1993): *South of the Border: Mexico in the American Imagination 1914-1947*. Washington: Smithsonian Institution Press.
- Onís, José de (1952): *The United States as Seen By Spanish American Writers*. New York: Hispanic Institute of the United States.
- Ostendorf, Berndt (Hrsg.) (2002): *Transnational America: The Fading of Borders in the Western Hemisphere*. Heidelberg: Winter.
- Pagden, Anthony (1993): *European Encounters with the New World from Renaissance to Romanticism*. New Haven, CT: Yale University Press.
- Park, James William (1995): *Latin American Underdevelopment: A History of Perspectives in the United States*. Baton Rouge: Louisiana State University Press.
- Pérez Montfort, Ricardo (2004): "'Down Mexico way': Stereotypes and American Tourism in Mexico from 1920 to 1940". In: König, Hans-Joachim/Rinke, Stefan (Hrsg.): *North Americanization of Latin America? Culture, Gender, and Nation in the Americas*. Stuttgart: Heinz, S. 231-252.
- Pike, Fredrick B. (1992): *The United States and Latin America: Myths and Stereotypes of Civilization and Nature*. Austin: University of Texas Press.
- Racine, Karen (2003): *Francisco de Miranda: A Transatlantic Life in the Age of Revolution*. Wilmington, Del.: Scholarly Resources.
- Rama, Angel (Hrsg.) (1982): *Der lange Kampf Lateinamerikas. Texte und Dokumente von José Martí bis Salvador Allende*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Rama, Carlos (1981): *La imagen de los Estados Unidos en la América Latina: De Simón Bolívar a Salvador Allende*. México D.F.: Diana, 2. Aufl.
- Reid, John T. (1977): *Spanish American Images of the United States, 1790-1960*. Gainesville: University Presses of Florida.
- Rinke, Stefan (2001): "Pillars of the Republics: Early Monuments and the Politics of Memory in the Post-Colonial Americas". In: *Iberoamericana* 4.1, S. 91-111.
- (2002): "Pan-Americanism Turned Upside Down". In: Ostendorf, Berndt (Hrsg.): *Transnational America: The Fading of Borders in the Western Hemisphere*. Heidelberg: Winter, S. 65-71.

- (2004a): “Karikaturen in der Presse Lateinamerikas”. In: Schreiber, Waltraud (Hrsg.): *Bilder aus der Vergangenheit – Bilder der Vergangenheit?* Neuried: Ars Una, S. 223-256.
- (2004b): *Begegnungen mit dem Yankee: Nordamerikanisierung und soziokultureller Wandel in Chile, 1898-1990*. Köln: Böhlau.
- Rojas Mix, Miguel (Hrsg.) (1998): *La gráfica política del 98*. Cáceres: Centro Extremeño de Estudios y Cooperación Iberoamericanos, Junta de Extremadura.
- Schoonover, Thomas (2003): *Uncle Sam's War of 1898 and the Origins of Globalization*. Lexington: University Press of Kentucky.
- Schoultz, Lars (1998): *Beneath the United States: A History of U.S. Policy Toward Latin America*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Schreiber, Waltraud (Hrsg.) (2004): *Bilder aus der Vergangenheit – Bilder der Vergangenheit?* Neuried: Ars Una.
- Stead, William T. (1902): *The Americanization of the World: Or, the Trend of the Twentieth Century*. London: Review of Reviews.
- Stephanson, Anders (1995): *Manifest Destiny. American Expansionism and the Empire of Right*. New York: Hill & Wang.
- Subercaseaux, Benjamín (1943): *Retorno de U.S.A.* Santiago de Chile: Zig-Zag.
- Suescun Pozas, María del Carmen (1998): “From Reading to Seeing: Doing and Undoing Imperialism in the Visual Arts”. In: Joseph, Gilbert M./Legrand, Catherine C./Salvatore, Ricardo D. (Hrsg.): *Close Encounters of Empire: Writing the Cultural History of U.S.-Latin American Relations*. Durham: Duke University Press, S. 525-556.
- Todorov, Tzvetan (1985): *Die Eroberung Amerikas: Das Problem des Anderen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Ugarte, Manuel (1978): *La nación latinoamericana*. Hrsg. von Norberto Galasso. Caracas: Biblioteca Ayacucho.
- Vázquez de Knauth, Josefina (1977): *Mexicanos y Norteamericanos ante la Guerra del 47*. Mexiko: Secretaría de Educación Pública.